

30. März 2010 - 23:14

Liebe Márti,

Kathrin hat gesagt, ich sehe blass aus. Ich gefalle ihr gar nicht. Es nützt nichts, ihr zu erklären, es ist der lange Winter. Da sieht man so blassgrau aus. Nach sechs Monaten Eis, Schnee und Dunkelheit sieht man genau so aus. Perlmutterfarben durchsichtig wie ich. Also hat sie mich Freitag in ihren Lieferwagen gepackt. Zu leeren Kisten, Karren und Schaufeln. Nach der fünften Stunde. Kunst, Klasse 7b. Aufgabe: Blick von einem Zimmer aus dem Fenster, Blick durch ein Fenster in ein Zimmer. Kathrin hat ihrer Mutter und der Aushilfe letzte Anweisungen gegeben. Tazette, Viola, Flieder, Schlüsselblume. Und ist mit mir nach Calw gefahren. Richtung Norden, Richtung Nobelpreisträger. Um meine Wangenfarbe aufzubessern. Meine Hirnströme. Damit ich einmal echte Menschen sehe. Nicht nur die an meinem Schreibtisch. Die in meinen Büchern. Als würde ich keine echten Menschen sehen! Tag für Tag sehe ich nichts als echte Menschen! Im Klassenzimmer. Lehrerzimmer. Auf den Wegen dazwischen. Lauter echte Menschen.

Der Himmel war wie gemalt. Bühnenbildhaft. Wie ausgedacht, gelogen. An einem selten heißen Tag. Fast dreißig Grad zu Frühlingsbeginn. Für Touristenströme aber zu winternah. Also saßen wir allein am Markplatz im Café Montagnola. Tranken auf der Terrasse unseren Milchkaffee. Schauten sehnsüchtig auf die breiten Holztüren des Hessemuseums. Das freitags geschlossen ist, ausgerechnet. Der schwarze Wald drängt dort unverschämt herein. So aufdringlich, man könnte Angst kriegen. Hesse sei ein Taugenichts gewesen, hatte uns Kathrins Mutter beim Abschied mitgegeben. Während die anderen zur Arbeit gingen, habe er hinter dem Haus geangelt. Ja, und daraus ist dann Weltliteratur gewachsen, hatte Kathrin erwidert. Die Wagentüren zugeschlagen und war mit mir abgerauscht. *Himmelwärts, nordwärts, den Luftwirbeln nach.* Dein Bild. Kathrins Familie kommt ja aus diesem Winkel. Nicht mehr Schwarzwald, eher Heckengäu. So zwischendrin eben. Wo es besonders weit und flach ist. Der Wind besonders ungnädig über Äcker und Scheitel fegt und manches mitnimmt. Bisweilen auch den Verstand, sagte Kathrin. Etwas stimmte nicht mit ihr. Ständig fuhr sie mit überhöhter Geschwindigkeit. Linkskurve, Steigung, Rechtskurve. An ungezählten dicken Tannen vorbei.

Ich vermute, eine Mischung aus Claus, den Kindern, dem geheimen Garten. Oder umgekehrt. Dem Laden, den Kindern, noch einem Rest Claus. Was ihr das Leben zum Kauen und Schlucken und Würgen so hinwirft. Aber selbst wenn Kathrin mit hundertzwanzig über Landstraßen fährt, dass Kisten und Kartons fliegen, ist sie die reine Beherrschung. Es ließ sich ihr nicht entlocken. Zweimal habe ich es versucht – dann gelassen. Ich weiß heute noch nicht, was mit ihr los war. Ich habe sie Kaffee in der Sonne trinken und über die Landstraße sausen lassen. Hinauf, hinab über die Kurven des schwarzen Walds. Der auf dem letzten Stück, kurz bevor man in Calw ankommt, trotz des taghellen Himmels, besonders schwarzdicht ist. Wenn er aber aufreißt, *atembreibende* Ausblicke erlaubt.

Wusstest Du, dass ein Ortsteil von Calw Stammheim heißt? Calw und Stammheim stehen auf demselben Schild. Nach Calw biegt man rechts ab, nach Stammheim links. Das hat mich ans Stuttgarter Stammheim denken lassen. Nur vierzig Minuten entfernt. Nachgeklungen hat es in mir, Márta. Nachgebebt. Meinen schwarzen Wald trotz Mittagsonne heillos düster gefärbt. Mich an diesem lichten durhellen Tag ins Moll gestürzt. Etwas in meine Herzgegend versenkt, das ich seither nicht losgeworden bin. In Calw *Zauberstunden* aus Angeln und Poesie. *Der von den Feen beschenkte*, die *Lindenblütensammlerinnen*. Der Wille, *Zeit und Raum wie Kulissen zu verschieben*. In Stammheim, nur vierzig Minuten über die B 14 nach Osten, Todesangst, Todesnacht und Todesschuss. Der damals bis zu uns drang. Bis in die Höchster Emmerich-Josef-Straße zu hören war. Laut und kalt und *obrbluterisch*. Dein Wort. Mein Vater hörte ihn. Meine Mutter hörte ihn. Georg und ich hörten ihn.

Johanna

1. April 2010 - 6:13

Liebste Jo,

morgen beginnen unsere Ferien, *Bäume tun, als ob sie blühen, und der blaue Himmel schüttet eine Handvoll Wolken hin*, mit dem Arbeiten soll es im Süden weitergehen, Simon und ich werden uns abwechselnd zurückziehen, ich werde unter einem Olivenbaum den Stoff aus meinem Kopf in Papier weben, also packe ich alles ein, meinen Wortbesitz, mein Satzeigentum, den ausgedruckten Stapel loser Blätter, die Zettel, die voll oder nur

halbvoll geschriebenen Moleskine-Büchlein, die in der Küche zwischen Milchflaschen und Brei gläsern vergammeln, und was noch auf meinem Schreibtisch liegt und wartet, in einer Geschichte aufzugehen und einmal zu leuchten. Eine letzte überspannte Woche ist abgelaufen, ungefähr zur gleichen Zeit als Du mit Kathrin an der Weggabelung Calw-Stammheim abgebogen bist und einen Schuss gehört hast - ich im Zickzacklaufschrift zwischen Schreibtisch, Bad Nauheim und meinen Kindern, Simon rund um die Uhr in den Untiefen des Theaters, mit Stift, Block und Tonbandgerät mitten in seinem eigenen Stück, das ihm die schönen blonden Haare nachts grau färbt, wie er sagt, jede Nacht eine weitere Strähne.

Vorbereitet war wie immer nichts, Du kennst uns, wir können nicht planen, wir wissen nicht, was ein Plan ist und wie man einen entwerfen könnte, es ist uns fremd, wir besitzen dieses Gen nicht, es wurde vergessen, jemand hat übersehen, uns damit auszustatten. Lori hatte gefragt, wo es an Ostern für uns hingehen soll, ob zur Osternacht in den Dom oder doch weiter, ja, hör nur, Lori sagt schon diese großartig langen Sätze, ich hatte die Schultern gehoben und erwidert, du weißt, Simon ist immer für Überraschungen gut, etwas wird er aus seinem spitzen Hut zaubern, neben einer weißen Taube vielleicht ein Haus bei Gubbio, ja, und das ist ihm nun gelungen, Johanna, über zwei Bühnenbildner, die eigentlich Fremde sind, aber ihr Haus leichtfertig weitergeben, an uns mit unseren Kindern, die sehr viel Dreck und sehr viel kaputt machen, vermutlich hat Simon ihnen das verschwiegen. Wie das klingt, Gubbio, sag es einmal und hör Dir zu dabei, Gubbio, ohne Warmwasser und Klospülung, wie so oft in den umbrischen Bergen, dafür soll es einen schmerzschönen Blick über diese unübertroffen sich windenden grünen Hügel haben - da hat sich der liebe Gott was ausgedacht.

Wenn es sein soll, laufe ich jeden Morgen zum Brunnen, fülle unsere Blecheimer und Blechnäpfe, aber zur Bedingung habe ich gemacht, über den schwarzen Wald muss es führen, vom Kinderkreuzweg in Sankt Josef über den schwarzen Wald, diesen steil ansteigenden Pfad hinter den sieben Bergen, an dem Dein kleines Johannahaus mit dem spitzen Dach steht. Gubbio liegt ja gleich dahinter, wenn ich das den Kindern sage, glauben sie mir, und während Simon und Claus mit ihnen die Wälder

durchstreifen, über Nacktschnecken springen, Brennholz für Deinen Ofen sammeln und nach jedem Aufstieg einen Schnaps trinken, *die sogenannten ordentlichen Säufer*, hätten wir einen Tag, Johanna, einen ganzen Tag, um auf Deiner schwarzwaldregenmürben, lange nicht geölten Bank unter Deinem Küchenfenster zu sitzen, unsere Herzen auszugießen, sie leerzutropfeln und auszutrocknen, ihre Narbenwunden, wie Franz sie nennt, für einen Abend zu vergessen und so viel zu lachen, dass der Bauch am nächsten Tag weh tut - wie klingt das in Deinen wohlgeratenen, perfekt anliegenden Ohren?

Deine Márta

5. April 2010 - 17:45

Liebe Márta,

Du bist in Umbrien, trotzdem schreibe ich. Vielleicht ist man in Deinem fernen Gubbio bereits in der Moderne angekommen. Kann Nachrichten empfangen. Elektropost. Wenn nicht, hast Du etwas, das Zuhause auf Dich wartet. *Das Bett taugte ausgesprochen gut dazu, wach darin zu liegen und bis um 2 Uhr in der Früh zu plaudern* - Ihr seid weg und habt komischerweise nichts bei mir vergessen. So sehr ich gesucht habe. Keine Schnuller, keine Schlüssel. Keine Socken oder Spucktücher als Andenken. Nur Kaffeeflecken und Frühstückskrümel unter meinem Küchentisch.

Also habe ich angefangen, Dinge zu streichen. Nachdem Ihr am geheimen Garten in den Wagen gestiegen und losgefahren seid. Südwärts, Richtung Umbriengrün. Nach einer letzten Umarmung unter Weidenkätzchen, Kirschwägen und Magnolien. Einem letzten Winken. Einem lautgedehnten, langgezogenen Hupen. Nachdem Kathrin das Kränzchen aus Rosen an Euren Rückspiegel gehängt hat. Nein, sie war nicht davon abzubringen. Auch nicht von der Flasche Zibärte. Die sie in Euren Kofferraum zwischen Taschen und Schlafsäcke gesteckt hat. Hängt das Kränzchen noch? Hat es die italienischen Autobahnen überlebt? Die Autogrills, die Zahlstationen? Die schnappenden Kinderhände? Die Sonne des Südens, den trockenwarmen Wind über Euren *grogen Fährten*? Vielleicht bist Du jetzt in Assisi, Márta. Streckst Dich neben Simon aus nach dem göttlichen Giotto-Blau. Hörst das Geläut der Glocken. Legst den Kopf in den Nacken. Staunst und schweigst. Könntest allein wegen dieser Farben ohne Mühe losweinen. Zwinkerst hinaus zur Sonne.

Während Dich ein strenger Padre anzischt, Du sollst Deine Kinder in Zaum halten. Laufen verboten. Schwätzen verboten. Klettern verboten. Alles, alles verboten. Silentium!

Dinge zu streichen ist eine gute Aufgabe, wenn Ihr mit Eurer jäh abebbenden Lautstärke die Stille in meinem Haus stiller gemacht habt. Die leblosen Dinge lebloser. Stifte. Bücher. Teetassen. Drostepostkarten. Ich könnte auch sagen: tot. Wenn ich mindestens einen Tag und eine Nacht nichts mit mir anzufangen weiß. Überhaupt nichts. Selbst die Arbeit im geheimen Garten nicht hilft. Nein, nicht einmal die. Also habe ich zwei Eimer mit Farbresten aus dem Keller geholt und zu einem hellen Blau vermischt. Damit ich leichter ans Giotto-Blau denken kann. Unter dem Ihr sitzt und Euch wundert, dass ein Mensch so etwas malen kann. Ich habe die Gartenbank vor dem Haus gestrichen. Die Blumentöpfe. Der Himmel hat mitgemacht. Keinen Tropfen Regen geschickt. Nur gutgelaunte Wattewolken. Als hätte er Lust, mild mit mir zu sein. Mich zu schonen. Meine Mutter? Mein Vater? Haben sie dafür gesorgt? Hier kommt das ja einer Kriegserklärung gleich. Blaue Blumentöpfe in dieser Straße. An denen alle Blicke kleben werden. Futur eins. Als sei nun ausgerechnet das etwas unfassbar Störendes. Ein blau angestrichener Blumentopf. Auch das ist Provinz, Mártilein. Nicht nur Waldesruh.

Johanna

13. April 2010 - 00:09

Liebste Jo,

ja, Kathrins Kränzchen hängt, getrocknete Rosen, anmutig verblasst in gelb, rot und weiß, die nach der höllischen Strecke noch einen Duft verströmen, das kann nur Kathrin. Die Sonne hat uns die ersten Sommersprossen aufgemalt, Mia, Franz und Henri kennen nun jede Verkündigung, jedes Fürchte-Dich-nicht, jede Anbetung der Könige und jede Kreuzigung in der Nähe von Gubbio, das kann nicht schaden, wie ich finde, Simon ist mit ihnen alle Kirchen der umliegenden Hügel abgefahren, hat sie vor Fresken gesetzt und an der nächsten Piazza mit einem San Pellegrino belohnt, Orange und Zitrone, während er in den Heiligenlegenden gelesen hat, als hätte er die nicht alle parat, Jacobus de

Voragine, Legenda Aurea, Holl, Der letzte Christ - und Mia und Franz gefragt haben, wieso der letzte Christ, Papi, was ist mit uns?

Ich durfte solange das kalte, viel zu kalte Haus verlassen, in dem ich nachts trotz Schlafsack, trotz Simons warmer Haut gebibbert habe, dem Licht des Tages folgen und unter einem Olivenbaum meine über Monate angeschwemmten, an meinem Márta-Strand liegenden Notizen ins Reine schreiben, meine Erzählungen umstellen, abklopfen und dünnfeilen. Unter umbrischer Sonne haben sie sich neu und anders gelesen, ob viel schlimmer, schreibe ich Dir jetzt nicht, aber nein, nicht viel, nur ein bisschen schlimmer, trotzdem war ich glücklich, umwerfend hochschnellend glücklich, dass ich es bin, die dort unter der Sonne mit Blick ins Tal sitzt und schreibt, ich, Márta Horváth, als sei alles für mich angelegt und aufgefächert, Pinien, Zypressen, Schlingelpfade aus Schotter, sogar ein Gedicht ist mir zugefallen, es stieß eine Tür auf, ich musste nur zuhören und seinem Klang folgen, das ging fast leicht in diesem Haus ohne Strom, der manchmal über einen launischen Generator floss, unter dem mondblauen Gubbio-Nachthimmel mit seinen mörderischen Sternbildern, *Großer Bär, zottige Nacht, Wolkenpelztier mit den alten Augen*.

Hier die gute, sehr gute, die beste, größte Nachricht, die ich für den Schluss aufgehoben habe, um sie im letzten Satz hinauszuposaunen, Lori wird Freitag entlassen, sie kommt nach Hause!

Deine Márta

14. April 2010 - 17:01

Liebe Márta,

schreibe Dir aus Marbach. Will noch ein bisschen über die Natur als Gegenüber des Menschen nachdenken. Die Droste-Natur aus Buchen, Fichten, Föhren. Aus Mondstrahlen, Krähen und Käfern. Durchwirkt von Gut und Böse. Durchdrungen von Gefahr. Die lauert im flachsten Sommerweiher. Immer ist die Droste doppelbödig. Lebensspendend und gleichzeitig lebensbedrohend. Gibt Leben, nimmt Leben. Vielleicht kann ich deshalb nicht genug von ihr kriegen. Aber warum will mir dieser Levin nicht aus dem Sinn? *Schücking hat an mir gehandelt wie mein grausamster Todfeind* - deshalb?

So sieht mein Marbachtag aus: Am Morgen schließe ich meine Tasche im Untergeschoss ein. Trage den Schlüssel nach oben. Der mit seinem dicken

Anhänger wie ein Schlüssel zu einem Hotelzimmer aussieht. Der Schlüssel zu meinem Droste-Zimmer. Meinem anderen Zimmer, Márti. Ich gehe durch die Marbacher Passage. Sechs Schritte zwischen zwei schweren Türen. Begrüße den Barlach-Mönch mit gesenktem Haupt. Wir nicken uns zu. Dann wird es still. Jeder Laut versinkt im roten Teppich. Die Welt bleibt draußen. Die lärmend polternde, schreiende Welt. Surre für diesen Tag ohne mich weiter. Die Ruhe im Lesesaal – mein Gegenentwurf zum rasend reitenden Schulleben. Von meinem Bücherturm schaue ich auf Obstwiesen und Weinberge. Die jetzt kargleer sind. Auf die Ränder dieser trubelfreien Stadt. Wo Dächer und Himmel den Tauben gehören. Und weiß nicht, was ich mir dabei gedacht habe, Lehrerin zu werden. Was habe ich mir dabei gedacht, Márti?

Ich schicke Blumen für Lori. Ich lasse sie zu Dir schicken. Damit sie nicht aufgescheucht wird. Und Du bringst sie ihr, ja?

Es liebt Dich,

Johanna

15. April 2010 - 16:34

Liebste, beste Johanna,

ich kann Dich nicht erreichen, sicher suchst Du nach Deiner knorzigen Eiche oder Buche, also schreibe ich, soeben sind die Blumen gebracht worden und ich habe Tränen vergießen müssen, auf Blätter und Stängel geschluchzt, auch wenn ich das nicht wollte, nicht vorhatte und auch keinen Grund mehr habe, weil Lori entlassen wurde und in ihrem Zuhausebett ruht, auf ihrer Lori-Matratze schläft, döst, träumt und gesundet, aber ihr Anblick ist mir in Herz und Hirn geschossen, in mein labyrinthisch gluckerndes Aderwerk, Flieder, Prunus, Tulpen, Hyazinthen und Rosen, gelb, blau, lila und weiß tuschelnd zueinandergesteckt, ineinanderverkrallt, sich festhaltend, schlängelnd - Kathrin hat das durchgegeben, sie hat das veranlasst, sei ehrlich, jeden Millimeter hat sie vorgeschrieben, sie hat das gemacht! Großwuchtig, in ausgelassen überdreht kreischenden Farben, Corinths *Flieder und Tulpen* fielen mir ein, als ich das Papier abnahm, sie verbergen sich darin, zehnfach, hundertfach, tausendfach. Vom Tod wissen sie nichts, haben sie nie

gehört, Johanna, Frühling, Sommer, Lust und Leben besingen sie - den Rest verschweigen sie.

Mittags war Lori hier, nach einem kurzen ermüdenden Spaziergang, der zufällig an unserem Haus vorbeiführte, nein, sie selbst würde nie sagen, wie sehr es sie ermüdet, Lori ist tapfer, nach alter Lori-Art klagt sie nicht, aber ich konnte es ihr ansehen, als sie sich auf unser zugespucktes, von Henrispuren gezeichnetes Sofa setzte, sich ans Kissen lehnte und in kleinen zaghaften Schlucken ihr Wasser trank. Sie hat gesagt, bei einer Operation könnten sie mir die Stimmbänder zerschneiden, ob ich das wusste, dann bliebe mir nur die Gebärdensprache, aber Márतिकindchen, hat sie gesagt und zum Schreibtisch geschaut, du musst ja auch nicht reden, nur schreiben musst du, das ist meine Lori, gute, wunderbare, wieder aufgetauchte und ins Leben zurückgekehrte Lori. Selbst wenn sie unter Kabeln in einem Krankenhaus liegt, wabert der Leibnitz-Horváth-Dunst durch Türritzen zu ihr, also lässt sich nicht vor ihr geheimhalten, wie verrückt mein Lebenspendel mäandert, wie sehr mich das Schreiben verschreckt, wie sehr ich sie vor mir herschiebe, meine Rückkehr an *diese Drecksmaschine von Schreibmaschine*.

Márta

16. April 2010 - 23:34

Liebste Márti,

die Aprilsonne hat mich geblendet. Ich bin Markus' altem WG-Freund Clemens in der Fischerau vor sein Fahrrad gelaufen. Er hat mich auf einen Kaffee eingeladen und mir Avancen gemacht. Ja, ich glaube, es waren Avancen. So verrückt kann ich noch nicht sein, Márti. Dass ich das nicht einzuordnen wüsste. Nicht zu deuten. Obwohl ich keine Lust auf dieses Café mit seinen Plastikstühlen und schlimmen Tischdecken hatte. Schon gar nicht auf Gespräche. Aber ich habe mich breitschlagen lassen. Warum, muss ich noch herausfinden. Ob das an Clemens lag. An mir. Oder nur am blöden alten Dämon Markus. *Dem alle Wälder, alle Seen, alle Berge gehören*. Ich war nicht aufgelegt, zu reden und zu hören. Wieso laufe ich dann ausgerechnet durch Freiburg? Hätte ich doch im tiefdunklen schwarzen Wald bleiben können. Mit seinen stummen Kohlenmunkpetern und Holländermicheln. Hier hat mich noch nie jemand angesprochen. Auf einen Kaffee ins Schneider eingeladen. Die dichten Tannen sperren nicht

nur den Himmel aus. Sie schlucken jede Lust auf ein Gespräch. Jede Möglichkeit, eins zu führen.

Clemens wohnt jetzt in der Turnseestraße. Selbst das hat mir einen Hieb versetzt. Einen ungewollt, unerwünscht tiefen Stich. Nur weil die viel zu schöne, dämliche Hildastraße vier Ecken weiter liegt. Die man nach Markus und mir hätte abreißen sollen. Zuschütten. Planieren. Unter Teer beerdigen. Ich habe Clemens gefragt, ob Freiburg eines Tages so schreiendrot einstürzen könnte, wie Kokoschka es gemalt hat? Vor dem Museum für Neue Kunst habe ich ihn gefragt. Hinter dem Brückchen zur Marienstraße. Ob es so krachend zusammenfallen und zersplittern könnte? Später im Café hat Clemens so einfallslos langweilig geantwortet, dass ich es nicht für Dich wiederhole. Also völlig anders als Markus. Spiegelverkehrt zu Markus. Kontrapunktisch. Als Negativ. Ich habe mich sofort schlecht gefühlt. Schlecht und schäbig. Auch weil das Café so schäbig war. Nicht nur Clemens' Antwort. Die Stühle waren es. Die Tischdecken. Clemens war es. Ich war es. Schäbig.

Es geht nicht, Márta. Auf der Caféterrasse, unter der das Wasser leise floss, wusste ich, es geht nicht. Ich bin falsch hier. Mit Blick auf das Haus zum Rheinfisch wusste ich es. Auf ein Geschäft mit Handspielpuppen aus Wolle, Kunstfell und Filz. Im Schaufenster Wolf und Lamm. Vom Rheinfisch habe ich mich pfeilschnell an den Rhein gedacht. Vom Rhein zur Blau. Da war es nicht weit bis Markus. Ich musste an meine Wanderungen über die Alb denken. Wie lächerlich ich in allem bin. Wie klein und wenig und nur lächerlich in allem. Selbst das fließende Wasser hat mich an Markus erinnert. Weil mich ja die ganze Welt an Markus erinnert. Also auch dieses blöde, mitleidlos unter mir weiterströmende Kanalwasser. Obwohl Clemens nicht nach Markus gefragt hat. Nichts über Markus gesagt hat. Auch wenn er sicher etwas weiß von ihm. Man kann nicht in einer Stadt mit Markus leben und nichts von ihm wissen. Es ist nicht möglich. Mein Gesicht muss ein Verbot ausgesprochen haben. Zwischen meinen Falten, Sommersprossen und Leberflecken wird Clemens dieses Verbot abgelesen haben. Den Namen Markus nicht ins Spiel zu bringen. Diesen Namen einfach nicht mehr zu sagen.

Johanna

19. April 2010 - 6:02

Liebe Johanna,

seit über diese ruhelose, mit Lärm übersäte Stadt schon der Hochsommer gekommen ist, verlassen wir das Haus kaum, ich husche nur mittags hinaus, um die Kinder abzuholen, dann verstecken wir uns hinter diesen Mauern und warten, bis es zur Nacht hin kühler wird. Lori geht jeden Tag ein kleines Stückchen, auch in dieser plötzlichen Hitze geht sie die Runde zu uns, versucht sich an einem winzigen Bogen durch unsere Straßen, bevor sie anklopft und sich auf meine Küchenbank setzt, Franz, Mia, Henri dicht neben ihr, denen ich aufgetragen habe, an Lori nicht zu zupfen und nicht zu ziehen. An der Schwelle von Tag auf Nacht habe ich gestern zwei Sätze geschrieben, Du liest richtig, nur zwei Sätze in der brüchig dünnen, kaum sichtbaren Zeitklammer von Tag auf Nacht, trotz des gleißend hellen Aprillichts bleibt es in mir finster, Johanna, die alte Dunkelheit knabbert, schmatzt und isst sich satt an mir, genug zu fressen findet sie ja.

Liegt es am Geld, an der unausrottbaren Angst, es wird uns ausgehen, an der Aussicht, dass wir nie welches haben werden? An meinen sägenden Zweifeln, jemals wieder einen frischen Satz in meinem Kopf zu finden, ihm zu sagen, mir gehörst du, ihn zu fassen und festzuhalten, bis er sich nicht länger sträubt und windet, sondern sich auf meinem Papier ausstrecken will? *Das Aufschreiben ist mir bey weitem das Mühsamste bey der Sache* - nach all den verrückten Zusammenbrüchen und Hirnkapriolen sind meine Sensoren auf Widerstand gestellt, etwas in mir hält diese Schalter fest, ich kann sie nicht umlegen, ein Grauton flutet mich, Johanna, warum er so drängend zu mir will, ich weiß es nicht. Vielleicht weißt Du es. Aber doch, heute geht es besser, etwas wird diese Nacht mitgenommen haben, Du siehst, ich kann schreiben, ich schreibe Dir.

Deine Márta

20. April 2010 - 23:47

Liebe Márta,

nach dem geheimen Garten, in dem sich der wildeste Frühling in rosa und gelb breitmacht, bin ich in meinen Keller gestiegen. Der April gibt es vor. Trenn dich von nutzlosen Dingen, sagt er. Die nur im Staub dämmern. Deine Katakomben füllen. Dein Arsenal aus Vergangenheit. Also habe ich

Schallplatten aus den Regalen gezerrt, manche davon schnell wieder zurückgestellt. Zu viele Stunden meines Lebens. Ich kann mich nicht von allen trennen. Ich kann mir ja auch keinen Finger abschneiden. Die Trompete ist mir in die Hände gefallen. Das angelaufene, matt schimmernde Ding. Seit Jahren stumm. Mit ihren drei Pumpventilen, die meine Mutter perfekt zu bewegen wusste. Reden konnte sie. Trompete spielen. Das hatte sie gelernt. Darauf hatte sie ihre ganze Kraft gesetzt. Ausgerechnet auf dieses unausweichlich laute Instrument. Das zu ihr passte wie kein anderes. Und das Georg und ich kaum anfassen durften. Nur anschauen. Wenn sie darauf spielte, wich alle Fahrigkeit aus ihr. Es sah leicht aus. Händel, Haydn, Telemann sahen leicht aus. Hörten sich leicht an. Mit ihnen warf sie jede Unruhe ab. Als fließe alle Aufmerksamkeit zu den Lippen. Bis auf die Finger ihrer rechten Hand bewegte sie nichts. Als müsse sie beim Trompete spielen still und steif stehen. Als müssten wir, Georg und ich, genauso still und steif auf dem Schlossplatz stehen und zuhören.

Ihren Eltern hatte sie damit fast den Verstand geraubt. Dora und Leo in ihrer rußgeschwärzten, in zwei Ecken nassgeschimmelten Wohnung. In der Buchengasse im zehnten Bezirk. Wo sicher kein anderes Kind Trompete spielen lernte. Weit und breit kein anderes Kind. Vielleicht haben wir deshalb unsere Instrumente nie wirklich beherrscht. Georg nicht die Geige. Ich nicht das Klavier. Etwas hielt uns ab, gut darin zu werden. Etwas bremste uns. Sorgte dafür, dass unsere Trompete spielende Mutter nicht aus unseren Köpfen verschwand.

Johanna

21. April 2010 - 23:03

Liebste Johanna,

der Tag rückt heran, an dem der Himmel aufreißt und die Verlorenen, Vermissten auf uns herabblicken, Kommunionkleid und Haarschmuck sind nach Tränen und Zwisten ausgewählt, die Steckfrisur ist gesteckt worden, viele Male von meinen ungeübten Händen, ich zweifle, ob Mias Haar so die Zeremonie überstehen wird, später darf es wegen mir auseinanderfallen, jetzt ruht alles und wartet, die weißen Stoffblümchen mit Perle, die für den Haarkranz gedacht sind, die Schleife auf dem Kerzenröckchen, die weißen Ballerinas, weißen Strümpfe und

Ersatzstrümpfe, sogar Henris und Franz weiße Hemden hängen gebügelt vor dem Bücherregal und stauben bis Sonntagmorgen ein. Jede Nacht wache ich im Gottesdienst auf, aus Angst, ich habe etwas versäumt, vergessen, aber bei Tag scheint alles bestellt und auf dem Weg, Essen, Trinken, Ersatzhaarspangen, Gastgeschenke. Lori sagt, größte Sorge bereite ihr, ob das blütenweiß gekleidete Kind auch so blütenweiß in der Kirche ankommt. Und wie, Johanna, überlebt die Kerze, prächtig von Dir geschmückt und verziert, alle Schritte?

Die Zeremonie beginnt um zehn, danach werden die Kinder fotografiert, mit und ohne Familie, mit und ohne Paten, also mit Johanna und ohne Johanna, und dann, ja dann dürfen wir nach Hause, liebste Jo, an den in der Nacht zuvor gedeckten Tisch, essen, trinken, durchatmen und weinen, sollten wir aus irgendeinem verrückten Grund plötzlich Lust darauf haben. Dein Miamädchen ist bereit, an diesem unbefleckten Tag eine Fürbitte zu sprechen, sie liegt auf dem Bett und spielt alles durch, malt es sich in weißen Farben, Tönen und Untertönen aus, gestern hat sie nach der Frisurengeneralprobe ihre Kleider angezogen und sah zum Anbeten aus, mit eingeflochtenen Haaren und dem Knoten, den ich in ihrem vollendet gebogenen Nacken mit einer Wolke Haarspray und unzählbar vielen Haarnadeln festgesteckt hatte. Ihr Bruder Franz hat sie angeschaut und gesagt, schööön, und Henri hat es wiederholt, schö-schö.

Deine Márta

26. April 2010 - 6:14

Liebste Márti,

ich war beseelt, durch und durch katholisch, als hätte ich den Pfad der Kirche niemals verlassen. Als sei ich nie abtrünnig geworden. Stolz auf meine sahneweiß verpackte, mit Blümchen umkränzte Elfenpatentochter. Die für ein besseres Leben bestimmt ist als wir es ihr bieten können. Simon, Du und ich. Doch, die Fürbitten haben Dir und mir einiges abverlangt. Aber die Steckfrisur hat gehalten. Die Strumpfhose ist nicht gerissen. Wir haben in der Kirche auch nicht sofort losweinen müssen. Nur etwas später als sofort. Und vergessen hattest Du bloß den Kerzenständer. Wie rundum gelöst und fröhlich wir waren! Wie schwerelos Mia durch diesen Tag gesprungen ist! Bei Sonnenschein,

obwohl elf Grad und Regen vorhergesagt waren. Da zweifeln die Menschen am Herrgott!

Am Abend war ich so traumtänzerisch erschöpft wie vielleicht zweimal in drei Jahren. Bei brennender Tischkerze nur darüber enttäuscht, dass alles schon vorbei war. Ich in den Wagen steigen und zurück in meinen schwarzen Wald musste. Lori, Annikó, Ildikó am Zaun. Unsere Mia-Elfe, die im weißen grasfleckenübersähten Kleid winkend und rufend bis zur Ecke mitlief. Am liebsten hätte ich noch einmal alles erlebt. Das schnelle Frühstück mit Annikó und den sauberen, gut gekämmten Vettern aus Stuttgart. Das Hochstecken der Haare. Mit all den weißen Stoffblümchenclips, die ich Dir angereicht habe. Die stille Fahrt zur Kirche mit unserem weißen Mädchen. Mias Einzug in Albe. Meine und Deine Tränen. Die der Großmutter, des Großvaters, der Tanten. Das aufgeregte Fotografieren im Pfarrhof. Die Frühlingsluft über den Häuserwipfeln Deiner hassgeliebten *Stahlbetonstadt*. Die mir so scheußlich an diesem Tag gar nicht vorkam. Den ersten Winzersekt, den Lori mit Zitterhand im Hof ausschenkte. Obwohl Simon es verbieten wollte. Ja, das kann sie schon. Das gute Essen, Fisch, Kalb und Pasteten. Mias *windleichtes Fangspiel* mit den Brüdern. Mein Blick über die lange Tafel. In Eure Gesichter. Alle vereint. Alle zusammen. Deine Eltern. Deine Schwestern. Meine Vergangenheit. Da saß sie mit mir am Tisch. Sagen wir, der gute Teil meiner Vergangenheit. Ja, natürlich hätte ich Georg gern dabeigeht. Natürlich. Wo doch jeder nach ihm gefragt hat. Keiner nicht nach ihm gefragt hat.

Danke für diesen Tag, und für alle anderen Tage mit Euch. Danke fürs Händchenhalten und Weinen. Einen Grund dafür finden wir immer.

Deine, immer Deine

Jo

29. April 2010 - 15:23

Liebste Jo,

ja, jetzt zum Beispiel, in der Nacht hat Simon im Traum geschrien, du nicht! In der halben Stadtlichterdunkelheit habe ich mich schlafsuchend neben ihm in mein Kissen gedreht und mich bis zum Morgen gefragt, ob ich es bin, die er meint mit, du nicht!

Unsere Zimmer liegen in Schutt und Asche, wie nach einem feindlichen Angriff, ich bin es, die das angerichtet hat, ich habe das Feuer entfacht, ich habe mein Streichholz gezündet und es arglos abgeworfen, meine Schuld ist es, dass die Körberstraße unter Trümmern versunken ist und Rauchfäden aufsteigen. Die Kinder müssen meine Ausbrüche ertragen, meine miese, unberechenbare Art, aber der Trott klopft mich dahin, Johanna, tagein, tagaus im gleichen Takt dasselbe, mein vorgeschriebener Tag, meine vorhersehbar abgezählten Stunden, die immer nach dem gleichen Muster ablaufen, diese öde Schule, aber ja, sie ist öde, seit Monaten schaue ich dämliche Subtraktionsaufgaben im Hunderterraum durch und werde noch verrückt dabei, das Klavierspiel, besser oder schlechter, mit oder ohne Geschrei, Abendbrot, Zähneputzen, Vorlesen am Bett mit Blick auf die Uhr, noch ein Glas Wasser, noch einmal zum Klo, Nachtgebet und drei Fragen, bevor das Licht gelöscht wird. Wann war Palmsonntag? Wann setzt sich der Engel vors Fenster? Wie viel ist zweimal achtzehn? Dann falle ich aufs Sofa, um gegen den Schlaf zu kämpfen, meist verliere ich, ich bin ein schwacher, geschwächter Gegner, und zu den zwei Zeilen am Abend, die ich schreiben sollte, kommt es nicht, nein, nicht einmal zu diesen lächerlichen zwei Zeilen. Mein eigenes Leben, also ich als Márta Horváth in einem Márta-Horváth-Leben hat sich auf ein Minimum begeben, es läuft über ein Notstromaggregat, mein wirkliches Leben ist der Tanz um die Kinder, den Alltag und die blanke Existenz, das ist mein goldenes Kalb und macht mein Leben aus, das andere, lauernd auf Worte warten, nach ihnen schnappen und sie aufschreiben, ist bloß ein Tupper darin, ein bewegliches, unbedeutendes, nebensächliches, einfach vergessenswertes Teilchen.

Muss los, gleich zeigen die Kinder ihre Kunstwerke aus bemalten Papptellern und Pfeifenputzern, ja toll, Projektwoche der Schule, mit dem immergleichen Kuchenbüffet und den Spießern davor, die für einen Keks anstehen, was ich hasse am Leben als Mutter sind Schulfeste und Elternabende - Dein täglich Brot also. Wenn heute alles getan ist, werde ich an den Betten meiner Kinder sitzen, manchen Traum in sie hineindenken, ihnen zuschauen beim Schlafen und zuhören beim Atmen, *zu weinen ins Gebrüll der See, zu seufzen den Winden*. Franz riecht noch immer nach Baby. Mia nicht mehr.

Márti

30. April 2010 - 6:52

Liebste Márti,

Deine miese Art, die kenne ich gar nicht. Ich möchte sie kennenlernen. Bitte! Konjugiere im Präsens, Reflexivpronomen im Dativ: Ich tue mir leid, du tust dir leid, er, sie, es tut sich leid, wir tun uns leid, ihr tut euch leid, sie tun sich leid.

Ach, Márta, habe Sehnsucht nach Dir. Und leidtun könnte ich mir auch. Der Winter ist mit aller Wucht zurück. Wirft sein weißes Cape rücksichtslos auf meine Hügel. An meine Berghänge. Lässt den Köhlerpeter vor seinem Meiler die Arme um sich selbst schlagen und frieren. Wäre auch zu einfach gewesen – Calw war nur ein trügerischer Ausflug. Der Frühling hat uns ausgetrickst. Der Himmel hat uns irregeführt. Und jetzt seinen wütendsten Sturm geschickt. Als wollte er sagen, so nicht! Nicht schon im April! Er hat die Forsythien entkleidet. Dem Flieder zugesetzt. Das erste Frühlingsgesicht mitgenommen. Gestohlen. Seither schneit und schneit es vor meinen Fenstern. Es will nicht aufhören, Márti. Das Haus wird nicht mehr warm. Ich lege Holzscheite nach. Claus hat gestern für neue Stapel gesorgt.

Johanna

1. Mai 2010 - 4:42

Liebste Jo,

*wenn es dämmt, hören wir den reinen Gesang einer bestimmten Drossel*, Feiertag - alles ruht, sogar die Körberstraße, ihre Bäume und Zäune ruhen, selbst Simon scheint zu schlafen, nein, er sitzt nicht am Schreibtisch und rauft sich die Haare, lieber träumt er sich zu Parzen und Horen, die Flugzeuge gönnen seinem Nachthimmel eine Pause, ja, ich tue mir leid, Johanna, und wie ich mir leid tue, niemand tut mir mehr leid als ich mir!

Aufgescheucht hat mich ein flackernder Schatten aus Laternenlicht und Stadtkastanie im ersten Mainachtwind, an den Schreibtisch geschoben, zur einzigen Stunde, in der es still ist bei uns, neben Drossel und mir still ist, schlafen werde ich später, wenn ich tot bin und Zeit dafür habe, nun habe ich zwischen dem Atmen und Seufzen der anderen eine halbe Seite geschrieben, eine halbe Seite! Ja, das, nur das wollte ich Dir sagen.

Márta

2. Mai 2010 - 8:02

Liebe Márta,

heute Morgen wurde ich von einem Geräusch geweckt und tastete mich durchs dunkle Haus. Ich glaubte, es sei ein Gerät, das Alarm schlägt. Ein vergessener Wecker, der sich einschaltet. Der Heizkessel, der ein Signal schickt. Ich ging über die Treppe, durch die Küche. Blieb stehen und lauschte: ein Vogel, dessen lautes Tschilpen aus dem Garten zu mir drang. Fast hatte ich vergessen, wie ein Vogel klingen kann. Nach diesem langen Winter werde ich mich an die Melodie des Frühlings erst gewöhnen müssen - *dass zuweilen noch ein Vogel im Gebüsch drüben aus seinem Halbschlaf auffährt und halbe Kadenz seines Gesanges nachträumt.*

Vielleicht bin ich so früh wachgeworden, weil Markus hier ist. Meinen Radius durchdrungen hat. Meinen feinwackeligen, weitläufig abgesteckten Schutzwall um mein Haus und sein spitzes Dach. Und das dringt bis in die Klagen der Nacht. In die Rufe des Morgens. Ins Tschilpen eines frühen Vogels. Markus trifft sich mit den alten Freunden. Mit Claus und drei, vier anderen. Mit denen er früher einmal, vor nicht zu langer Zeit, hier über Bergkuppen gewandert ist. Musik gemacht hat. Als er noch in meinem kleinen Haus wohnte. Das einmal unser kleines Haus war. Alles in mir fordert, die Welt müsse mit Markus brechen. Weil ich mit ihm gebrochen habe. Nur dies eine *Tröpfchen Vernunft* hält mich zurück. Dein Bild.

Kathrin ist es peinlich. Sie druckst und druckst. Eigentlich ist es nicht ihre Art zu drucksen. Sondern die Dinge auszusprechen. Laut auszusprechen. Nicht zu verheimlichen. Aber sobald Markus sich angekündigt hat, druckst sie. Allein an ihrem Drucksen erkenne ich, Markus wird unter ihrem Dach in ihrem Gästebett schlafen. Im Futur eines Sonntagmorgen bei ihnen aufwachen. Die Kinder werden vor ihm stehen. An seiner Bettdecke ziehen. Sich zu ihm legen. Zusammen werden sie durchs schrägsitzende schmale Fenster in den Schwarzwaldhimmel schauen. Das *Wolkenspiel spielen.*

Nachdem ich gestern im Blumenladen Möhren und Salat für Colin ins Gehege gelegt und Kathrin einen großen Strauß gelber Lilien in meinen Fahrradkorb gesteckt hatte, hat sie die Tür auf diese druckserische Art

geschlossen. Dass sie mir fast hätte leidtun können. Aber nur fast. Alles in ihrem Blick hat gesagt, Markus sitzt in unserer Küche. Er spielt Klavier. Claus die Klarinette. Aber ausgesprochen hat sie es nicht. Und ich habe nicht gefragt. Ob Markus ihren Kaffee trinkt. Am Abend ihren Wacholderbrand. Ob er den Kindern über die Köpfe streicht. Auf seine unnachahmliche Art. Mit diesen unvergleichlichen Händen. Klavierspielenden, im Haar wühlenden, Brillenschiebenden, herzbrecherischen Markushänden. Ich musste nicht fragen. Ich wusste es auch so. An Kathrins druckserischer Art den ganzen Vormittag hatte ich es längst erkannt. Allein daran, wie sie den Schlüssel umdrehte. Aber gefragt habe ich nicht. Obwohl ich wütend war. Weil ich dachte, Markus sollte nicht mehr hier auftauchen. Die Menschen, die in meinem abgesteckten Blickfeld mit mir leben und atmen, nicht mehr besuchen. So denke ich noch, Márti. Nach einem Jahr, sieben Monaten, fünf Tagen und möglicherweise dreizehn Minuten denke ich noch so.

Den Rest des Tages habe ich auf meinem Sofa verbracht. Man kann dieses Leben nicht *durchwaten, ohne bedeutend naß zu werden*. Habe an die Decke gestarrt. Den Wein nicht getrunken, den ich mir eingegossen hatte. Ich habe ihn vergessen und stehen lassen. Um ihn heute Morgen in die Spüle zu gießen. Unangetastet, dunkelrot wie altes Blut. Ich konnte mir nicht helfen, die Bilder sind nicht verschwommen. Die Bilder von Markus in Claus' Küche. In Claus' Garten. Vor seinem Bachbett. Vor seiner Hundsrosenhecke. Die im Juni blühen wird. Markusbeine gestreckt, Markusfüße gekreuzt. Markushand im Markusnacken. Der Gedanke, Markus hat sich nur dreitausendfünfhundert Meter entfernt von mir in die Kissen gedreht. So auf seine Art. Links herum. Wange auf dem linken Oberarm. Siegelringhand auf der Decke. Er ist nur dreitausendfünfhundert Meter entfernt von mir eingeschlafen und aufgewacht. Hat seine Brille auf den kleinen Tisch neben dem Bett gelegt. Als Kathrins Kinder am Morgen an seiner Bettkante saßen, wieder aufgezogen.

Ich könnte mich aufs Rad setzen, Márti. Ins Tal rollen. *Steine zählen. Grashalme*. Vom Weg aus in Kathrins Garten schießen. In ihre Küche. Vorgeben, ich hätte im Tal zu tun. Im Lehrerzimmer etwas vergessen. Ich könnte nachschauen, wie sieht er aus, dieser Markus. Trägt er das dunkle

Haar lang? Wieder kurz? Hat er noch dieselbe Brille? Am Finger denselben dicken Daum-Familienring aus Silber? Wie sitzt er da, mit seinen einschüchternd breiten Schultern? Seinen wortraubenden, luftverdrängenden Schultern? Zwischen Claus, Kathrin und den Kindern? Wie gelingt es ihm, so zu tun, als sei nichts, gar nichts gewesen? Als könnte sich die Welt einfach weiterdrehen. Für ihn. Für mich. Einfach auf die alte, unveränderte Art weiterdrehen.

Jo

4. Mai 2010 - 6:34

Liebste Jo,

wieder nur Postkartenlänge heute. Es ist gut, dass Du in den Zug gestiegen bist, nur drei Stunden und Du warst bei uns, in dieser rundum verseuchten, schmutzwuchernden, schamlos weiterwachsenden, aber garantiert markuslosen Stadt, konntest das Ende der Welt, Dein vége a világnak, noch einmal abwenden, Dein Lachen und Weinen über den Main gießen, Deine *Tränensammlung* auf sein Wasser, was niemand bemerkt hat und keinem aufgefallen ist. Danke für den sonnigen Abschluss auf der Terrasse der Ruderer, wenige hundert Meter von dort, wo man Lori ins Leben, ja, ins Leben zurückgeholt hat, wo der Fluss vor dem Klärwerk besonders schön stinkt und die Abfälle zügig gleitend nach Westen trägt, bis nach Höchst, wo sie schließlich hingehören, wie Du sagen würdest.

Als Dein Taxi Dich zum Bahnhof mitgenommen hat, bin ich mit Simon und Ildikó eine Ecke weiter in die Cafébar, es wurde wie immer viel getrunken und jetzt musste ich mich aus dem Bett ziehen, ich selbst an meinem Haarschopf, weil Henri und Franz nach Essen gerufen haben. Simon schläft, vielleicht gleiten wir nachher mit Lori um die Häuser, für einen kurzen Spaziergang könnte sie Kraft aufbringen, ich führe im Kopf noch ein paar Interviews, beantworte noch ein paar Fragen, als sei ich wichtig, als sei ich wer, leuchte den farbigen Traum neu aus, den Du gestern in mir angelegt, in mir entfacht hast, schaue in die Auslagen im Westend und stelle mir vor, was ich kaufen könnte von dem vielen, vielen Geld, das ich mit meinem anderen Zimmer, meiner überraschend neuen, großartigen, einzigartigen, noch nie da gewesenen Sammlung von Erzählungen bald verdient haben werde, ja, Futur zwei, verdient haben werde - Du hast gesagt, es wird so sein.

Márti

5. Mai 2010 - 11:23

Liebste

Márti,

mein Frühling lässt sich nicht gut an. Mein alter Schwindel hat mich neu erwischt. Mein ungeliebter Weggefährte. Mit Notarzt, Krankenwagen und Rollstuhl. Kathrin am Fenster. Die den Arzt empfangen hatte mit, sie kotzt gerade. Aber als ich weggeschoben wurde, am Tor stand und die Tränen laufen ließ.

Der Schwindel kam unangemeldet. Natürlich, wie sonst. Mein Schreibtisch drehte sich, mein Haus drehte sich mit allen Dingen darin wie im Schleudergang. Stifter, Droste, Mansfield, alle drehten sich. Kathrin hat das Notfallschild in die Ladentür gehängt. Das sie letzten Sommer geschrieben hatte, als ihr Sohn in die Säge gefallen war. Die Ambulanz hat sie vom geheimen Garten aus bestellt. Die Angelegenheit sehr dringend gemacht. Sonst kommt ja hier keiner. Obwohl es alles sein könnte. Ein Schlag, ein Infarkt. Ein Tumor. Etwas aus dieser hübschen Palette von Möglichkeiten.

Nach dem ganzen neurologischen Quatsch - Augen schließen, Finger an die Nasenspitze, Augen öffnen, Hand zur Faust ballen, zwei Schritte vorgehen, zwei Schritte zurück, Arme ausbreiten, Arme senken, nach rechts schauen, links schauen - wurde mir am Abend in der Klinik, wo wir überhaupt zu viel Zeit verbringen, wie ich finde, eine Vomex-Infusion gelegt. Die Erlösung für alle Schwindelpatienten, Márti. Wenn die Übelkeit nachlässt. Die Panik, weil alles weggekippt ist und der Boden dieses Loch aufgerissen hat. Kathrin blieb an meinem Bett und schnitt Obst für mich. Mundgerecht auf mein Tellerchen. Schüttelte mein Kissen auf. Hielt meine Hand und wartete, bis ich eingeschlafen war. Was an diesem Abend nicht lange dauerte. Sie mochte nicht glauben, dass ich weder nach Hause noch zu ihr wollte. Sondern über Nacht in diesem Zwei-Bett-Zimmer der Neurologie bleiben. Neben einer röchelnd schnarchenden alten Frau. Ich aber dachte nur eines. Kehrt der Schwindel zurück, will ich dieses Zeug in meinen Venen haben!

Am nächsten Morgen ging es mir besser - mittags hat man mich entlassen. Nachdem der Physiotherapeut die schlimme Übung mit mir

durchgegangen war. Auf's Bett werfen. Den Kopf auf die Seite drehen. Beten, dass der Schwindel ausbleibt. Claus hat mich nach Hause gebracht. Obwohl ich lieber in den geheimen Garten mitgekommen wäre. Um Colin in den Schoß zu nehmen. Tee hinter dem Perlenvorhang zu trinken. Auf die üppigwilde Maimischung aus Tulpen und Viola zu schauen. Aber Kathrin hatte es verboten. Sie bestand darauf, dass Claus mich nach Hause bringt. Vom geheimen Garten rief sie an, wann immer sie zwei Minuten hatte. Ob ich etwas brauche. Genug zu essen habe. Genug zu trinken. Ob sie Claus schicken soll, und so weiter. Du kennst sie ja.

So lange war ich stabil, Márta. In den guten, *klarluftigen Zeiten*. Wenn ich mit dem Fahrrad durch den Wald gerollt bin. Nahezu symptomfrei. Ich war sicher, ich hätte mein Krankheitsoll fürs erste abgetragen. Ein Guthaben aufgebaut. Ein riesiges Guthaben. Ich habe falsch gedacht. Noch immer kann es mich jederzeit überfallen. Zwischen Meersburg, Marbach und Münster in diesem großen kalten Land. Wieder laufe ich über schwankenden Schiffsboden bei starkem Seegang. Halte mich an jeder Tischkante und Stuhllehne fest. Es nützt nichts, wenn die Ärzte sagen, wir können Sie beruhigen, Frau Messner. Kein Schlag. Kein Tumor. Es ist harmlos. Nur ein dummes Kalksteinchen im Ohr. Das nicht dahingehört. Harmlos, mit schlimmen Folgen. Wieder habe ich mein Notfallprogramm auf Zetteln und Listen. Am Kühlschrank drei Telefonnummern. Mit dickem roten Stift groß geschrieben. Damit ich sie auch erkennen kann. Damit ich sehe, wen ich anrufe. Neben Kathrin und Bio-Kurt noch eine Eingeweihte in der Straße. Viel brauchen sie nicht zu tun. Den Krankenwagen rufen. So, dass er auch kommt. In der Schule bescheid geben. An meinem Krankenhausbett sitzen.

Muss Schluss machen, die Buchstaben gleiten weg.

Johanna

7. Mai 2010 - 22:02

Liebste, geliebte, arme Jo,

Claus hat sich gemeldet, und ich bin froh, wenigstens so von Dir zu hören, ich habe mich gesorgt, wollte am Morgen anrufen, aber dann dachte ich, nein, ich störe Dich, beim Ausruhen, beim Schlafen, beim Dösen, vielleicht sogar schon beim Arbeiten. Ich hätte in der Schule

fragen können, ob Du da bist, aber dann habe ich den Gedanken verworfen, weil es ein bisschen so gewesen wäre, als wollte ich Dich hintergehen, obwohl ich nur Angst hatte, die Nachrichten könnten schlecht ausfallen, Dir könnte es schlechter gehen, aber nach Claus' Nachricht bin ich erleichtert. Ja, Gottseidank, der Schwindel lässt Dich, er lauert nur, Du bist schwindelfrei, gerade jedenfalls!

Márta

10. Mai 2010 - 18:23

Liebste Márta,

ich gehe langsam zurück ins Leben. Ich taumle. Aber ich gehe zurück. Ja, ich gehe. So heißt das doch, wenn man einen Fuß vor den anderen setzt und weiterkommt. Wenn auch nur ein bisschen. Und ja, ich beruhige mich. Also kannst auch Du Dich beruhigen, Márta.

Du wirst es nicht glauben, Sonne zum ersten Mal nach Wochen. Oder Jahren? Ich habe einen Liegestuhl vor die Tür gestellt. So wie es hier niemand tut. Nicht in dieser Straße. Habe mich unters Küchenfenster gesetzt. Den Kopf zurückgelegt. Für eine Weile die Augen geschlossen. *Ich bitte nicht um Glück auf Erden. Nur um ein Leuchten dann und wann.* Als ich sie öffnete, sind Zitronenfalter an mir vorbeigeflogen. Später noch ein Nachtpfauenauge. Ich habe so über alles gestaunt, wie man nur staunt, wenn man etwas zum ersten Mal sieht. Als hätte ich mit meinen dreiundvierzig Jahren zum ersten Mal Zitronenfalter und Pfauenaugen gesehen.

Claus kam mit einem großen Topf Akeleien um die Ecke gebogen. Elfenschuh. Kathrin wird ihn geschickt haben. Damit er mit mir die alte Erde auf den Kompost kippt. Moos und Kalk von meinen Töpfen wischt. Die Rose aus dem Gerätehäuschen holt. Meine Augusta Luise. Meine erste Rose, die den Winter im schwarzen Wald überlebt. Welches Glück das in mir ausgelöst hat, kannst Du Dir kaum denken. Ich konnte es mir ja selbst kaum denken. Dass ich mich so freue über eine Rose, die den Winter überlebt hat. Als hätte ich selbst überlebt.

In mir breitet sich Ruhe aus. Hörst Du? Ruhe.

Deine, immer Deine

Johanna